



## Städte und ihre Eigenlogik. Ein Handbuch für Stadtplanung und Stadtentwicklung

**R. Monheim**

Abteilung Angewandte Stadtgeographie, Universität Bayreuth, Bayreuth, Germany

*Correspondence to:* R. Monheim (rolf.monheim@uni-bayreuth.de)

Löw, M. und Terizakis, G. (Hrsg.): *Städte und ihre Eigenlogik. Ein Handbuch für Stadtplanung und Stadtentwicklung, Campus (Interdisziplinäre Stadtforschung Band 11), € 29,90, Frankfurt am Main/New York, 255 S., ISBN: 978-3-593-39534-0, 2011.*

Ausgangspunkt dieses „Handbuchs“ ist das langjährige interdisziplinäre Forschungsprojekt „Eigenlogik der Städte“, das federführend am Stadtforschungsschwerpunkt des Instituts für Soziologie der TU Darmstadt angesiedelt war. Ziel der Zusammenstellung von 23 Beiträgen mit 22 Autoren ist es, Anregungen für ein „Neudenken“ der täglichen Planungspraxis zu geben, das auf eine stärkere Berücksichtigung der Besonderheiten der jeweiligen Städte hinausläuft. Das bedeutet, dass nicht auf die theoretischen Auseinandersetzungen mit dem Konzept der „Eigenlogik“ eingegangen wird, auf das Spannungsfeld zwischen nomothetischem, auf verallgemeinerbare Regelmäßigkeiten orientiertem Forschungsinteresse und dem Anliegen, die spezifische Individualität von Städten herauszuarbeiten (Berking und Löw haben hierzu 2008 eine umfassende Zusammenstellung herausgegeben und für Löw bildet die Eigenlogik einen zentralen Ansatz ihrer ebenfalls 2008 veröffentlichten Stadtsoziologie). Stattdessen wird in kurzen Essays die Bedeutung von Eigenlogik veranschaulicht. Eingerahmt von Beiträgen der Herausgeber, die den allgemeinen Bezug zur Planungspraxis aufzeigen, wird in vier Themenblöcken die Stadt als Raum der Wirtschaft, Kultur, gebauter Materialität sowie Politik betrachtet. Jeder Themenblock beginnt mit einer allgemeinen Einführung, beleuchtet dann Teilaspekte und exemplifiziert diese an konkreten Städtebeispielen (Städtevergleiche bilden ein zentrales methodisches Instrument).

Dem interdisziplinären Ansatz entsprechend kommen die Autoren aus neun Fachrichtungen, doch bleibt der Bezug zur Stadtsoziologie unverkennbar. Alle sind Mitglieder der TU Darmstadt (dadurch fehlt leider die dort nicht vertretene Geo-

graphie, obwohl sie sicher eine gute Ergänzung gebildet hätte), überwiegend im Rahmen des Schwerpunktes „Eigenlogik der Städte“, der vom Land Hessen in seiner „Landes-Offensive zur Entwicklung wissenschaftlich-ökonomischer Exzellenz (LOEWE)“ gefördert wurde, sowie der Graduiertenschule URBANgrad.

Die „Eigenlogik“ äußert sich im unhinterfragten, intuitiven Handeln. Während die meisten Wissenschaftler davon ausgehen, „dass Städte eine Untergliederung von ‚Gesellschaft‘ sind... nur das Labor sind, um dort Gesellschaft zu analysieren“, beharrt das Konzept der Eigenlogik „darauf, die Stadt selbst in den Blick zu nehmen und auf die Ganzheit dieser einen Stadt zu blicken“, also nicht „in den Städten zu forschen, sondern die Städte selbst zu erforschen“ (Terizakis: 13f.). Es bezieht sich auf die in der Tradition von Pierre Bourdieu stehende Praxistheorie, nach der „jeder Ort seine eigene Logik aufweist und spezifische Handlungen nahe legt“ (ebenda). Diese zeigt sich in Alltagsroutinen sowie kollektiven Praxisformen, in lokalen Wissensbeständen, Ausdrucksformen oder Netzwerken. „Diese Muster müssen als wiederkehrende erkennbar und somit wissenschaftlich überprüfbar sein, um als (Eigen-)Logik zu gelten“. Dabei geht es im Wesentlichen um städtische Phänomene auf mittlerer Ebene.

Ein zentrales Anliegen der Forschung ist es, im direkten Austausch die wissenschaftlichen Erkenntnisse in Alltagsroutinen der Praxis einfließen zu lassen und das Zusammenleben zu verbessern, also das „Untersuchungsobjekt“ Stadt durch Forschung mitzugestalten. Dies führt vielfach zu stark normativen Aussagen.

Im Folgenden kann nicht auf jeden einzelnen Beitrag eingegangen werden, zumal sie z.T. als knappe Essays eher Gedankenskizzen für erst noch durchzuführende Forschungen bleiben. Stattdessen sollen einige exemplarisch vorgestellt werden.

Im Themenblock „Wirtschaftsraum“ zeigt Sybille Frank, wie sich ein Stadtmarketing nicht an allgemeinem Rezept-

wissen, sondern am lokal Spezifischen orientieren sollte. Nach ökonomiekritischer Wahrnehmung wird Stadtmarketing von einer Expertenelite unabhängig von der spezifischen Sinnwelt der Stadt an globalen Marktansprüchen orientiert und dann der Bevölkerung oktroyiert, die somit durch die Reduktion auf das professionell produzierte Image als „Opfer“ von Globalisierungs- und Hegemonisierungsprozessen erscheint. Bei einem an der Eigenlogik ausgerichteten Stadtmarketing sind die professionellen Akteure Teil der Stadt und von deren Eigenlogik beeinflusst. Dadurch spiegelt das Marketingimage deren Besonderheit, wie sie im alltäglichen Verhalten der lokalen Bevölkerung erkennbar wird. In diesem ganzheitlichen Bild wirken „materielle Gegebenheiten, Images, Narrative und lokale Routinen gleichberechtigt zusammen“ (S. 43).

Technologischer Fortschritt gilt zwar als entscheidende Grundlage der Wirtschaftsentwicklung; klassische Faktoren, wie eine den Wissensaustausch begünstigende Bevölkerungsdichte, können aber die Intensität urbaner Innovationssysteme nur unzureichend erklären. Johannes Rode zeigt am Vergleich zwischen Silicon Valley und der Route 128 bei Boston, wie mentalitätsbedingte Unterschiede der sozialen Systeme die Dynamik beeinflussen: Im Silicon Valley starke Risikobereitschaft (Scheitern als Chance), häufige Arbeitsplatzwechsel, junge Startups, firmenübergreifende Netzwerke, in Boston bei zunächst ähnlicher industrieller Ausrichtung Dominanz konservativer Werte wie Firmenloyalität, Stabilität und geringere Risikobereitschaft.

Am Beispiel migrantischer Unternehmen in Köln-Ehrenfeld zeigt Raika Espahangizi die Notwendigkeit, „den Anteil von Migration am urbanen Wandel und bei der Entwicklung neuer Urbanitätsformen anzuerkennen (und) Einwandererquartiere nicht nur als Problemviertel desintegrierter Bevölkerungsanteile zu sehen, sondern die dort lebenden Menschen als ‚Experten ihres Alltags‘ zu begreifen“. Eine wichtige Bedingung für die Entwicklung selbstverständlicher Transkulturalität wird in der Kommunikationsfreudigkeit und Toleranz der Kölner gesehen. Die migrantischen Ökonomien sind in vielfältiger Weise mit den lokalen Milieus vernetzt.

Die Kultur *einer* Stadt bezeichnet im Unterschied zur Kultur *der* Stadt und den Kulturen *in der* Stadt deren ganz spezifische Eigenart als Produktion und Reproduktion von Sinnzusammenhängen. Ein planerisches Anwendungsbeispiel ist die unterschiedliche Bedeutung, die verschiedene Städte ihrem Denkmalerbe für ihr jeweiliges Image beimessen. Gerhard Vincken zeigt dies am Vergleich von Frankfurt, Wiesbaden und Darmstadt. In Frankfurt bildet das (rekonstruierte) mittelalterliche Erbe einen zentralen ideellen Bezugspunkt, in Wiesbaden findet das zur Zeit der Rheinromantik noch touristisch in Wert gesetzte mittelalterliche Erbe heute kaum Interesse, im Unterschied zu den ausgedehnten historischen Parkanlagen, in Darmstadt stehen „im sehr inhomogenen Stadtbild, das stark vom Wiederaufbau geprägt ist, Architekturen unterschiedlicher Epochen unbeeindruckt neben-

einander“ – alle Epochen sind wichtig, die Vielfalt soll eine möglichst breite Basis bilden (S. 75). Diese Unterschiede der Sinnzuschreibung an Baudenkmale sind für ihn Ausdruck historisch gewachsener Eigenlogiken. Für die Denkmalpflege ergibt sich eine jeweils andere Debatte des Spannungsfeldes zwischen „authentischer Geschichte und dem Trug der Bilder“, zwischen Vergangenheits- und Gegenwartswert von Denkmälern und ihrer Emotionalität (hierzu fand ein eigener Planerworkshop statt).

Am Beispiel der Mode-Szenen in München und Frankfurt zeigt Kristina Siekermann anschaulich, wie diese mit dem unterschiedlichen Lebensgefühl und der Selbstdarstellung der jeweiligen Stadtgesellschaften korrespondieren – in München lokal und beharrlich, mit Hang zu Glamour und Pracht (Residenz!), in Frankfurt pragmatisch, businessbezogen und bürgerlich (Freie Reichsstadt). Dabei gibt es in Frankfurt eine bemerkenswerte Dynamik junger DesignerInnen. Eigenlogik sollte also nicht statisch gesehen werden.

Der normative Ansatz in der Betonung des Lokalen wird sehr deutlich im Beitrag des Sportwissenschaftsprofessors Franz Bockrath über Sport im öffentlichen Raum. Einerseits wirkt die zunehmende globale Reglementierung vereinheitlichend, besonders bei Stadionbauten an nicht integrierten Standorten. Andererseits „ist das globale Produkt Fußball nur deshalb so erfolgreich, weil es alltagskulturelle Muster und Identitäten aufnimmt und ausbildet, die weniger durch internationale Regelungen und Normierungen als vielmehr durch die jeweiligen Besonderheiten ‚vor Ort‘ geprägt sind“ (S. 122). Zwar überwiegen derzeit bei Stadionneubauten noch ökonomische Effizienzüberlegungen und Orientierung an internationalen Vergleichsmaßstäben. Das lokale Identitätspotenzial ungenutzt zu lassen, bedeutet aber nach Bockrath „eine Schwächung der Städte wie auch des Sports... Dagegen verspricht erst die wechselseitige Integration von Stadt und Stadion unter Berücksichtigung lokaler Anordnungen und Besonderheiten ‚echte Heimspielatmosphäre‘“ (S. 122).

Im Abschnitt „Stadt als gebauter Raum“ vergleicht Annette Rudolph-Cleff die Grundlinien städtebaulicher Entscheidungen zwischen den barocken Residenzstädten Mannheim und Karlsruhe (zu Mannheim hatte der Forschungsschwerpunkt im Hinblick auf die Bewerbung zur Kulturhauptstadt 2020 eine umfassende Studie durchgeführt). Karlsruhe betont seine hervorragende städtebauliche Situation und fordert für seine Hauptachsen eine durchgängig identitätsbildende Formensprache, während Mannheim nicht das einheitliche „Gesamtbild aus Gebäuden und Freiräumen (sucht), sondern den lebhaften Dialog zwischen Stadtachsen, Plätzen und Nebenstraßen. Das barocke Erbe wird überlagert von Alltagskulturen und fortgeschrieben mit neuen Hierarchien“ (S. 147).

Im Abschnitt „Stadt als politischer Raum“ vergleicht Julian Wekel die Planungskulturen von Frankfurt und München. Hier zeigen sich sowohl bei der Auswahl der Dezenten als auch bei der Vorbereitung großer Projekte deutliche Unterschiede. Frankfurt besetzt die Leitungsfunktion

intern mit einer Persönlichkeit, „die möglichst über Rückhalt in der Kommunalpolitik verfügt und von dieser Basis aus die sachpolitischen Aufgaben angemessen bewältigen soll“, München veranstaltet nach republikweiter Ausschreibung ein aufwändiges Bewerbungsverfahren (S. 219). In ähnlicher Weise werden Projekte in Frankfurt „von Fall zu Fall am Tisch des Stadtbaurats mit Entwicklern und Bauherren ausgehandelt“, dann den Politikern erläutert und um Zustimmung geworben. Dagegen ist München „durch eine hoch systematische Entwicklungsplanung gekennzeichnet“, die einen Rahmen für das Verwaltungshandeln vorgibt, innerhalb dessen Einzelvorhaben beurteilt werden sollen. Der Umgang mit Städtebau ist entsprechend einer historischen Prägung der Freien Reichsstadt als Handels- und Kaufmannstadt pragmatisch und „von wertleitenden, stadtweit gültigen Regelwerken unberührt“; dagegen kennzeichnet München „die kulturelle und politische Prägung... als weltliche wie kirchliche Residenz mit ihrer Orientierung an obrigkeitlichen, formellen Regularien und Zeremonien“ (S. 221). Speziell zur Innenstadtentwicklung zeigen sich zwischen verschiedenen Städten deutliche Unterschiede der Herangehensweise und des Engagements der Bürgerschaft, in denen Welkel Bezüge „zu spezifischen, als ‚eigenlogisch‘ zu charakterisierenden Bedingungen“ sieht. Neben allgemein gültigen Best-Practice-Erfahrungen ist es deshalb erforderlich, „maßgeschneidert“ auf die Opportunitäten und Restriktionen jeweiliger stadthärenter Konstellationen zu reagieren“ (S. 223).

In einem Beitrag zu stadttypischen Formen der Bürgerbeteiligung vergleichen Nicola Below und Jaqi Dopfer ebenfalls Frankfurt und München. Sie fragen nach handlungsleitenden Rahmenbedingungen, um daraus Hypothesen zu Handlungslogiken und Motiven der Stakeholder für ein weiterführendes Forschungsprojekt abzuleiten.

Martina Löw schließt das Handbuch mit einigen knappen Empfehlungen für Stadtplanung und Stadtentwicklung ab, die sich an den Kernthemen politischer Programme orientieren und „ergänzende Perspektiven“ eröffnen sollen. Es geht um die Ausgewogenheit zwischen Innenorientierung („Besonderheiten der jeweiligen Sozialität, Interkulturalität und Geschichte“) und Außenorientierung. Externe Expertise soll dabei helfen, „die Reproduktion wenig zielführender Routinen zu vermeiden“ (S. 248).

Mit dem Konzept der Eigenlogik soll ein „blinder Fleck“ bisheriger Untersuchungen aufgehellt werden, um den Planern zu einem besseren Verständnis lokaler Stärken und Schwächen, Potenziale und Risiken zu verhelfen. Der Rezensent erlebt in seiner eigenen Tätigkeit immer wieder, wie Kennziffern schematisch herangezogen werden, um zu beurteilen, was machbar ist (z.B. Parkkapazitäten, Größe von Fußgängerbereichen, Verkaufsfläche von Einkaufszentren), obwohl die Empirie enorme Gestaltungsspielräume zeigt. Hier könnte die Berücksichtigung der Eigenlogik mehr Mut zur Ausschöpfung lokaler Spielräume ermöglichen.

An dem von Martina Fendt dargestellten Beispiel der Auseinandersetzung um die Gestaltung und Nutzung der Grünflächen vor dem Wiesbadener Kurhaus im Spannungsfeld zwischen modernen Verwertungsinteressen von Politik und Kurverwaltung (Tiefgarage, Events) und bürgerschaftlichen Bewahrungsanliegen (Naturschutz, Gartendenkmalpflege) zeigt sich allerdings, dass auch der Ansatz der Eigenlogik keine Patentlösung ergibt. Mehr Transparenz und Kooperationsbereitschaft mit dem Wissen um die Hintergründe von Interessenlagen sollte jedoch das Aushandeln von Konflikten erleichtern, statt Bürgerbeteiligung als notwendiges Übel nur pro forma durchzuführen.

#### Literatur

- Berking, H. und Löw, M.: Die Eigenlogik der Städte. Neue Wege für die Stadtforschung, Campus, Frankfurt am Main/New York, 2008.
- Löw, M.: Soziologie der Städte, Suhrkamp, Frankfurt am Main, 2008.